

Des Meisters Schizzenbuch.

Nobelleite von Edwin Selger.

Seller Jubel herrschte in dem Kreise der jungen Gesellschafter, die sich wöchentlich dreimal im Meier Franz Wahrmunds Zusammenkommen, um sich vom Meister neue Besuche in das Land der Kunst weihen zu lassen.

Marthe Wiffinger fürchte in die Garberode, die man den Schülern an anderen Ende des langen Flurs angewiesen hatte.

„Kinder! Für Euch habe ich heute etwas ganz Besonderes herrlichen. Unser Meister ist ein — ein Goldblech, mit einem Wort!“

„Was? Warum? Wieso? Sprechen!“

„So schwierte es durcheinander. Alle umringten die Betrüderin der Frohen Wollschaf.“

„Ihr habt gar keine Ahnung! Solch glänzende Idee kann nur Franziskus der Große haben!“

Das war sein Spitzname, den die Begeisterten ihrem Meister gaben. Er war von früheren Kurien übernommen und erblühte sich, wie die Glorie, die aus des Meisters Herz in die jungen Herzen überstrahlte, und die viele als kostbarsten Gewinn aus der Lehrtätigkeit bei ihm mit hinausgetragen hatten.

„Künstler und Mensch war er. Aus Wärme und Innigkeit waren seine Werke geschaffen, Wärme und Innigkeit wohnte in seiner Brust.“

„Sage doch! So spreche doch Marthe!“

Die sechs anderen baten und bettelten, aber Marthe hielt noch zurück, lächelte wiederkehrend und schürte so das Feuer der Erwartung. Endlich aber war es genug des netlichen Schwerges.

„Denn an, Kinder, er nimmt uns morgen mit nach —“

Wieder ein berechnetes Zögern, wieder erneutes Drängen.

„Wir fahren morgen nach Eisenach, zur Wartburg.“

Nun war das Heil gekommen. Ein Jubelsturm brach los, und Hand in Hand tanzten die Schönen im Zimmer einen tollen Wirbelreigen. Zur Wartburg, um in freier Luft den Blick zu schärfen, die Hand zu üben, das war freilich ein Ereignis für heisse Mädchenherzen.

Sollte es noch Zweifel geben, so waren sie bald verloschen, als Meister Franziskus im Meier dann die offizielle Wollschaf gab:

„Morgen früh Abfahrt! Bierzeitige Tage noch Eisenach! Für die Genehmigung der Eltern habe ich bereits gefordert, auch das Reisegeld ist für die böse Sieben eingetroffen. Ich vernachlässige es.“

Nur ein Mann vom Schutze Franz Wahrmunds kann den Sturm einer solch bösen Sieben aushalten. Sie flohen ihm in die Arme und schüttelten ihn durch, nach dem zingend machte er sich endlich frei. Ein sonniges Lachen ging über die Lippen, und er schielte, und um die Lippen zuckte es schelmisch, so daß der langen, blonde Wollbart vor hellem Bergnügen mitwackelte.

Er hatte da das Richtige getroffen. Nun ging es an die Arbeit, aber es wollte nicht so recht von der Hand. Kennen Marthe überläufige fogar im Tummel des Glüdes ihr Können stillen mit einem Brei von Zinnober und Chromgelb, der für zwölf Kollifalgenmilde „Abendhimmel“ ausgeglichen hätte. Der Meister sah ein, daß mit den Sieben nichts anzufangen war, und daß flüchtig die wilde Schär aus der Villa hinaus, denn noch galt es ja, bis und das vorzubereiten zur Reise. Marthe Wiffinger ergab sich, ein seltsames Verdorftum angedacht, denn man würde doch auch einige Wanderungen machen. Sie hatte die fünfzig Mark schon lange für diesen Zweck zurückgelegt.

Der neue Tag stieg herauf, und am Bahnhof traf man mit dem Meister pünktlich zusammen. Westwärts trug der Schnellzug die Glücklichsten, Halle, Weissenfels, Naumburg, so gen vorwärts, Weimar, die letzte des Schönen, lag im Sonnenglanz, Erfurt, die blumenreiche Stadt, breitete sich in weiter Ebene, große, die freundliche Pfendenz, große, die Hirsberg bei Weisha, links drüben schon auf der Höhe das Wurfshendental, und da hielt das schauende Dampfrohr — Eisenach!

„Kinder! Hier haben sie für uns geflaggt!“

Es war Lotte Degener, die das rief. Alle lachten, und schienen fast daran zu glauben. Aber Meister Franziskus belehrte sie:

„Schlagelassen, meine verehrte Blondine! Die Eisenacher sehen mehr Fremde als uns acht in ihren Mauern, und weil hier ein Konzeß den anderen jagt, so hat man gleich glatte Arbeit gemacht und für

Rändige Besetzung dieses Art de Triomphe gefordert.“

„Nennen Weiburg hatte den Schalk im Nacken, und wandte sich an einen Jungen, der gaffend neben der Krawatte herlief.“

„Na, Junge, was denkst Du, wir wollen die Wartburg neu anstreichen.“

„Sie wollen mich wohl veräppeln!“

„Weißt Du auch, wer wir sind?“

„Malweisens seid Ihr, weiter nicht!“

„Also sprach Zarathustra-Eisenach und verschwand grinsend.“

Der lustige Chor lachte aus vollem Halse, und Franziskus meinte:

„Ja, ja, Fräulein Weiburg, kommen Sie nur an die Eisenacher Jungen, die sind nicht auf den Mund gefallen.“

Im Hotel wurde zunächst große Toilette gemacht, denn der Saurewind hatte während der langen Fahrt die wirren blonden und braunen Locken tüchtig gequält. Dann gab es eine kräftige Mahlzeit, zu der der Meister in edler Freigebigkeit einige Flaschen leichtes Weisens beisteuerte — als Willkomm in Eisenach, weil die Stadtverwaltung es vergessen haben mußte, wie er sagte.

Der Rest des Nachmittags galt der Besichtigung der Stadt.

„Meine Damen, wenn Sie wollen, können Sie ja einige Anfahrtskarten kaufen, den Gefährten muß ja hoch werden. Ich bitte mir aber aus, daß niemand eine Ansicht der Wartburg für sich bestell, denn wir wollen nicht abmalen, sondern malen. Sie verstehen diesen zarten Witz.“

Der Meister hatte es gesagt, und wachte nun auch darüber, daß die Möglichkeit zum Plagiat nach Kräfthen ausgeschlossen war.

Andern Tages wanderte man zur Burg hinauf. Die Staffeleien und Malkästen waren auf kleinen Maultieren, die bereit standen, verpackt worden, und der Obhut eines Burgesen anvertraut. Wahrmund und seine sieben Elfen pilgerten erst gegen das Annatal, toten einen Blick in die romantische Drachenschlucht, und unternahm dann von dort den Aufstieg. Was gab es da nicht alles zu schauen! Hier ging einem so recht das Herz auf, und als die Wartburg, die trutzige, drüben auf steilem Felsen emporragte, als ihre Türme grühten, da brach ein Jubelruf hervor, daß dem Blondenbürtigen das Herz im Leibe lachte. Er ging mit der Jugend, die Jugend war sein, und er war jung.

Zunächst dachte kein Mensch an die Arbeit, wegen der man hergekommen war. Eine Sonderführung durch die Burg war wohlweislich allem voranzuführen, denn zunächst mußte man doch die Ruinen besichtigen. Der Meister lachte seine Pappenscheimer.

„Die Sängerkünste Herrlichkeit erschloß sich. Schwinds meisterhafte Wandgemälde weiden ersten Austausch und guten Vorsatz, Luthers Zimmer hoch oben im fernen Buntel lud zu längerem Verweilen, und in der Kämmerer fand sich manches Modell zu einem Bilde aus der Ritterzeit, das schon lange in dem einen oder anderen Köpfchen spulte.“

Die Besichtigung war beendet, und ein kleiner Imbiß kam nicht ungelegen. Vom Ersterzimmer der Wirtschaft hatte man einen prächtigen Ausblick ins tiefe Tal. Dort unten trabelten die Menschen, und durchs Gelände zog der blanke Schienenstrang.

Der Meister hatte sich entfernt, um einstelligen Umhang zu halten, wo er die jungen Künstlerinnen in den Burghof unterzubringen konnte. Leicht wollte er ihnen die Aufgabe nicht machen, das war er sich und ihnen schuldig. Wer bei Franziskus dem Großen fuhrt hatte, hatte immer etwas mit ins Leben genommen.

„Kinder! rief Lotte Degener lachend in die Runde, einen Hauptplatz hatte ich gestern Abend im Hotel.“

„Erzählen! Erzählen!“

Die Sieben rüdten zusammen, als gälte es ein besonderes Geheimnis. Ein Hauptplatz in einem Hotel, was da mußte schon etwas sein.

„Denn Euch an! Ich komme von ungefähr mit dem Zimmerkellner ins Gespräch, und er fragt mich allen Ernstes, welche von den Damen die Frau Gemahlin des Herrn Professor? Ist das nicht töpisch?“

„Na —?“

„Nennen Weiburg war noch nicht recht zufrieden.“

„Na, was denn! Er wollte es wegen der Zimmer wissen.“

„Lotte kicherte, Nennen kicherte, alle lachten, nur Marthe Wiffinger blieb ernst und sprach verweisend: „Wer Mädels, wer kann über eine solch alberne Frage sich lustig machen!“

„Ah! Seht da! Die brave Marthe! Als ob man bei Franziskus nicht mit Recht annehmen dürfte, daß er in Ehehefeln schmachte.“

„Ihr seid tölpelhaft und — eingebildet! Jammoh! Protelliert nicht! Eingebildet! Wie könnte eine von uns die Frau eines solchen Mannes sein!“

„Wie? Wie? Nun, indem er sie heiratet.“

„Das war die leichte Antwort Lottes. Einfach schlagend in ihrer

Selbstverliebtheit, doch Marthe nicht überzeugend.“

„Mit solchen Dingen spökt man nicht!“

„Das war ihre Entgegnung, mit der sie das Gespräch abschneiden wollte. Sie hatte daneben geschossen, denn Nennen sah ihr lachend ins Gesicht und bekannte höchst offen: „Wenn er mich nicht nimmt, sollte es mich nicht in Erstaunen setzen, denn ich bin ein Naseweis. Aber es gibt immerhin eine in unserer Runde, die ich mir als Frau Professor Wahrmund sehr wohl vorstellen könnte, eine Künstlerin, eine ernste und schöne Frau Professor —“

Da stand Marthe Wiffinger auf und ging hinaus. Ihr war das Blut in die Wangen gestiegen.

Die Rollen waren verteilt. Im engen Burghof saßen die Sieben und führten den Geißel mit fleißiger Hand. Da war der Brunnen mit dem Epheustrank, dort das Tor, und drüben der Stiebel mit dem kleinen Fenster. Lotte fuherte die Ornamentik eines Rundboogens, Nennen und Marthe saßen am Brunnenrand und bannten in kühen Linien Bergfried und Dornitz auf die Leinwand. Wahrmund ging von einer zur anderen, bald gab es Lob, bald leisen Tadel.

„Aber Fräulein Degener, ich sage ja immer, Sie machen die Farbenfabrik noch unglücklich. Immer her mit der Farbe, immer her! Das muß Farbe regnen. Das Zeug trocknet doch nicht die Welt. Und Sie, verehrte Dame, sollten — ja, was ist denn das? Fräulein Nennen! Sofort lassen Sie das Berliner Blau verschwinden. Ultramarin! Wärme! Bei diesem Ton friert man ja.“

„So war er da und dort, und wo er stand, hörte man Herzflößen, und wo er nicht stand, da ging's heidi in raschem Flug von Palette zu Palette. Er war der alte, und doch — und doch —! Etwas anders fanden sie ihn. Frauen beobachteten zu gut. So eifrig, wie sonst vor Franziskus nicht bei der Sache. Er hatte ja auch dabei, wenn sie draußen ihre Studien machten, oft genug sich von ihnen abgelenkt, um selbst — huch — huch — eine Skizze aus Blatt zu werfen. Hier aber gezeichnet er so eifrig wie nie, und während er sonst in lieber Mühseligkeit seine Arbeiten vor ihnen ausbreitete und davon Belehrungen künftige, so tat er hier das Gegenteil. Nicht ein einziges Mal ließ er sie einen Blick in das Skizzenbuch tun, ja, er klappte es — schnapp — zu, wenn eine der Damen ihm nahe, um sich Rat zu holen. Hin und wieder ertappte sie ihn, wie er sinnend stand, und beim tündenden Schritt erschreckt, fast zusammenzufahren. Nie nahm er seinen Platz so, daß niemand ihn beobachten konnte, und doch hatte er sie immer im Auge.“

„Meine Damen, heute Abend müssen Sie ohne mich speisen, verkündete der Meister eines Tages, als man zur Mahlzeit zur Stadt rückte. Ich habe hier einen lieben Freund getroffen, der mich für einige Stunden festhält. Wir möchten einen Bummel nach der hohen Sonne machen. Entschuldigen Sie mich, bitte.“

Man speiste also ohne ihn, und was war natürlich, als daß man von ihm sprach? Er lebte ja unter ihnen, er war die Sonne, von dem der Kunst erwidert Licht brachte. Er war aber auch der Mensch, der ihnen lieb war.

Das Abendrot wurde immer in besonderem Zorn genommen, denn man wollte unter sich sein. Es plauderte sich so unangelegener. In diesem Abend mochte kein Meister wohl er ihnen die Aufgabe nicht machen, das war er sich und ihnen schuldig. Wer bei Franziskus dem Großen fuhrt hatte, hatte immer etwas mit ins Leben genommen.

„Kinder, dieses scheint mir am Meister doch sonderbar.“

„Lotte Degener hatte immer etwas zu grübeln.“

„So? Das wäre?“

„Nun, habt Ihr nicht beobachtet, daß er wie ein Zerberus über sein Skizzenbuch wachet? Hat er nicht sonst Freude daran gehabt, uns Einbild in sein Schaffen zu gewähren? Jetzt sieht man nichts von alledem.“

„Das ist wahr! Sonderbar! Ja, ganz sonderbar!“

„So schwärzte es durcheinander. Und Meinungen da, Meinungen dort.“

„Wißt Ihr was?“ fragte Nennen erwartend.

„Na, kleine, was hast Du für einen schlauen Gedanken?“

„Ich meine, wir begeben kein Verbrechen, wenn wir uns aus der sichersten Quelle Gewißheit verschaffen.“

„Wißt Du ihn etwa fragen?“ warf Marthe ein.

„Habe keine Sorge, Marthe, so führt kein Weg zum Ziel. Wir holen uns das Heiligum herunter.“

Marthe fuhr erregt empor: „Seid Ihr toll? Aus seinem Zimmer?“

„Aber was sonst? Die Tür ist nicht verschlossen.“

„Ich protestiere gegen solches Untertan!“ rief Marthe, und in

ihren Augen leuchtete ein heißes Feuer.“

„Und ich gehe und hole das Buch!“

„Lotte war aufgesprungen, und schon fiel die Tür hinter ihr ins Schloß. Es dauerte nur Sekunden, als sie auch schon hoch aufstehend wieder im Zimmer stand, und das Buch triumphierend schwang.“

„Hier steht das Heiligum des Großen!“

„Zubehören strecken sie die Hände darnach aus, doch Marthe Wiffinger war schneller als sie alle. Ein Ruck, und sie hielt des Meisters Buch fest an sich gepreßt.“

„Seid Ihr toll? Kein Mensch rührt mir dies an!“

„Ja, weiß Du denn, daß darin Geheimnisse verborgen sind? Laß doch die Marthe, Marthe! — Gib!“

„Aber die Bitte war vergebens. Nie hatten sie die stille Marthe so gesehen. Ein empörtes, ja wildes Lachen stieß das Mädel hervor: „Ich dachte Euch, wenn Ihr das tut!“

„So rief sie in die Schär, und kaum wollte man, was geschah, da warf sich die Stolge über den Tisch und barg das Buch unter sich. Eine Minute starren Schwerges folgte.“

„Da — ein unterdrücktes Auf des Schreidens — Franz Wahrmund stand unter der Tür.“

Marthe lag regungslos, die anderen wichen scheu aus.

„Was geht denn hier vor?“

„So lang es in die Stille.“

Nun hörte ihn Marthe, und — das Buch trampfhaft umsaßend, laumelte sie zurück.

Der Meister überhäufte die Situation; eine starre Blässe stieg in sein Gesicht.

Dann kam es tonlos von seinen Lippen: „Wollen die Damen sich bitte auf Ihr Zimmer begeben. Sie Fräulein Wiffinger, scheuten mir noch einige Minuten, bitte.“

Er stand wortlos, und wartete ab, bis die anderen sich mit scheuem „Gute Nacht!“ entfernt hatten.

Marthe hatte ihre Ruhe zurückgewonnen. Ein stolzes Bewußtsein lag in ihren Nieren. Ungewöhnlich oder floderte in den Widen Wahrmunds.

„Sagen Sie mir, Fräulein Marthe, was ist hier vorgegangen?“

Sie trat näher, kein Zeichen der Erregung war mehr an ihr, als sie ihm offen und frei bekannte: „Meister, sie haben erfahren wollen, was Sie in diesen Tagen in dies Buch niedergelegt haben.“

„Wer sollte es erfahren?“

„Sie alle!“

„Nun, und Sie, Marthe?“

„Lotte Degener hatte das Buch, ich habe es ihr entziffert, denn ich meine, es ist eine Todsünde, zu tun, was der Führer, der Meister nicht will.“

„Und hat jemand Einbild in das Buch erhalten?“

„Nein! Ich hätte mich schlagen lassen, ehe ich es bergab.“

„Fräulein Marthe! Fräulein —“

„Was ist, Meister?“

„Was Sie wissen nicht um den Inhalt dieses Buches?“

„Was sollte ich, Meister?“

„Gerrig!“

Der Mann sank auf einen Stuhl und barg das Gesicht in beiden Händen. Das stolze Weib aber stand regungslos, und ein Bild, so seltsam hell, glüht über den Seitenbor ihrer Drüden war die Stille im Zimmer. Da erhob sich der Meister, nahm ihr das Buch aus den Händen und sprach, ihr voll zugewandt: „In dieser Stunde soll die stolze Verdächtige erfahren, was für ein Geheimnis in diesen Wältern ruht.“

„Und er löste die Bänder und schlug es auf.“

„Hell glüht das Licht über das Weis des Blattes. Da stand inmitten tanelender Zweige ein schlankes, schönes Weib, und darüber in harter, wichtiger Handschrift des Mannes: Mein Traum!“

„Und das Weib war sie! Ein Zittern lief durch ihren Körper, ein leiser Schrei stieg auf, sie sah glühende Flammen um sich, sie wollte. Aber der Mann, der hohe, blonde, fing sie in seinen Armen auf.“

„Das ist das Geheimnis.“

Morgenländischer Witz.

Von Noda Noda.

Der Orientale hört ungemein gern Schwänke erzählen. Laufende der lustigen und geistreichen Geschichten sind im Volk gang und gäbe und bilden neben den Ereignissen des Tages das Gesprächsstoff des Kafars oder der Männer, die an langen Winterabenden in einem oder dem andern Haus zusammenkommen.

Schon in den ältesten Zeiten wurden Sammlungen solcher Anekdoten angelegt. Der Richter, der gerichtliche als die Diebe seines Bezirks, der habüchliche Kaufmann, besonders auch der furchtlose Untertan, der sich durch eine treffende Antwort die Gunst seines blugierigen Sultans zu sichern weiß — das sind stehende Figuren auf dem Schachbrett des orientalischen Witzes und Wäffelspiels.

Die Aphantase des Morgenländers beschäftigt sich am liebsten mit den vollständigen Gestalten der Geschichte. König Salomo ist als heiliger Suleyman einer ihrer Lieblings-, ebenso die Kalifen Harun-al-Raschid, Manfur und Mehdi. In ganzer Krang von Schwänken windet sich um den lüchlichen Sultanspizel Raschid. Die Schwänke beginnen mit den Worten: „Dieser Mensch —“

„Bu adem“ hat durch eine Uebersetzung seinen Weg auf den deutschen Büchermarkt gefunden, hingegen sind die Aufzeichnungen vieler anderer orientalischer Schriftsteller noch nie in deutscher Sprache erschienen. Ahmed Wahid, Nazim, Seradisch, Hafim Musfi, Hajrovich, Hadjeh Sade, Server und viele andere Zeugnissen, vor allem aber Peschim Saba, haben Hunderte der köstlichsten Geschichten aus dem Volksmund niedergeschrieben oder aus der Fundgrube orientalischen Witzes, der alten arabischen Literatur, zutage gefördert. Eine Mühenlese davon möge hier Platz finden.

Der Kalif Mehdi sah mit seinem Neffen Jedd Manfur, da trat der blinde Sänger Beschah Darier ein und trug ein Lied zum Preis des Kalifen vor.

„Als er geendet hatte, fragte ihn der junge Jedd: „Was treibst du für ein Gewerbe, Alter?“

„Ich bin Perlenbohler“, antwortete der Blinde.

Jedd erwiderte — die Kunstfertigkeit ist ihm frech und hübnisch — allein der Kalif besahnte den Sänger und sprach zu seinem Neffen: „Wenn du siehst, daß ein Mann alt ist, blind ist und singt — und du fragst ihn dann noch nach seinem Gewerbe, so hat er recht, wenn er dir antwortet, wie es Beschah Darier getan hat.“

Der Kalif Manfur unterhielt sich mit seinem Weibe Rebi über die Vergänglichkeiten der irdischen Dinge.

„Wie schön wäre doch die Welt“, sagte er, „wenn es keinen Tod gäbe!“

„Aber, Kalif, der Tod ist ja der einzige Umstand, dem du deine hohe Stellung verdankst.“

„Wie sollte ein Zigeuner nicht den Sultan läuschen können — hat doch ein Zigeuner den heiligen Mohammed selbst betrogen.“

„Und das war so: Die Stute Salama, der Allah das Glück beschied, seinen Abgesandten tragen zu dürfen, hatte ihre Duffeisen verloren. Ein Zigeuner, der am Wege lagerte, hatte sie beschlagen.“

„Da wollte ihm Mohammed — als ich selam we selam — zahlen, der Zigeuner aber sann, wie er den Abgesandten betrügen könnte.“

„Mein goldener Heiliger“, sprach er, „nenn du erträst, was man zu einem gut beschlagenen Pferd braucht, so will mir deinen heiligen Dand. Erträst du aber nicht, dann zahle für jeden Nagel sowie die andre für ein Duffeisen.“

„Gut“, sprach Mohammed — als ich selam — ist das so schwer zu ertragen? In einem gut beschlagenen Pferd braucht man vier Eisen und vierundzwanzig Nägel, Hammer und Zange.“

„D mein, heiliger! Siehst du — ist dein Pferd gut beschlagen?“

„Es könnte gar nicht besser beschlagen sein.“

„Nun sieh — braucht es Eisen, Nägel, Zange, Hammer?“

„Stumm griff Mohammed — als ich selam — nach seinem Dand und zahlte sogleich, wie sonst stets bezahlet.“

Zwei Kaiser im Morgenland, Herzer großer Reiche, gerieten miteinander in Krieg. Und da sie beide überaus mächtig waren, beide gleich tapfer und umsichtig, wogte das Glück viele, viele Jahre unentschieden hin und her. Es war ein schreckliches Schicksal.

Der Besiegte und sein Lächlerlein entkranten aber dem siegestrunkenen Croberer, flohen in das feindliche Nachbarreich, wo sie niemand kannte,

und lebten dort arm und trübselig als Schäferknechte.

Da geschah es — wieder nach manchem Jahr — daß der kaiserliche Prinz jagend ritt und im letzten Forst die schöne Schäferin erpähte. Er saß von seinem Pferd ab, sprach lange mit dem Mädchen, und je länger er mit ihr sprach, desto besser gefiel sie ihm, desto besser wurde sein Wunsch, sie zu besitzen. Auch die Schäferin sah — nach schämiger Wägglein Art — Zuneigung für den Jüngling zu empfinden. So liebten die beiden Fürstentinder einander und wußten einer um des andern Stamm und Namen nicht.

Am Abend geleitete der kaiserliche Prinz sein Mädchen und ihre Herde nach der Hütte des entthronten Kaisers und erbat von ihm die Hand des Tochterleins.

„Gern“, sagte der Alte, „will ich dich als Schwiegerohn begriffen, lieber Ritter, doch zuerst mußst du ein Handwerk erlernt haben.“

„Ein Handwerk?“ fragte der Prinz erlaut. „Wogu das, da ich doch reich und mächtig bin? Denn — höre, Alter — ich bin meines Kaisers ältester Sohn.“

„Aber es nützte nichts, der Alte gab nicht nach, und der Prinz mußte sich wohl oder übel zu einem Handwerk entschließen.“

Er wählte die Seilere, ward einen Meister an und drehte nun täglich in den kaiserlichen Gärten seine Stride. Mit den ersten, die er allein fertiggestellt hatte, ritt er zu dem alten Schäfer hinaus und brachte die Braut heim.

Indessen war der Kaiser selbst neugierig geworden, dessen Schäfer zu sehen — den Mann, der seine Tochter wohl einem Seiler, nicht aber einem Prinzen geben mochte. Er ließ ihn herbeiführen und fragte ihn nach dem Grund seines seltsamen Benehmens.

Der alte Mann konnte nun nicht anders und mußte erzählen. Er schloß jede Lebensgeschichte mit den Worten:

„Du siehst daraus, erhabener Herr, daß man ein Kaiserreich verlieren und doch von einem handwerk weiterleben kann. Damit dein Sohn nicht hilflos dasteh, wenn er einmal sein Reich verliert, habe ich ihn veranlaßt, ein Handwerk zu erlernen.“

Von dem Weib der Tochter erwidert und von der Erzählung des Alten gerührt, erhob der Kaiser seinen einseitigen Feind zum Mitregenten.

Chamberlain und die Erdbenen.

Von Chamberlain weiß eine englische Zeitschrift eine hübsche kleine Anekdote zu erzählen. Der berühmte Politiker und Redner hatte bestimmt die Gewohnheit, sich seine großen Reden einzulernen; dann schloß er sich in sein Zimmer ein oder ging in entlegene Winkel seines schönen Gartens oder seiner Treibhäuser, um in der Einsamkeit mit Macht loszuliegen und die Wirkung gewisser Stoffen und gewisser Oefen zu erproben. Freunden konnte es bisweilen geschehen, daß sie Chamberlain übertraten, wenn er mutterselbstankeln bostand und mit Steuerräume und leidenschaftlichen Handbewegungen seinen Schreibstisch eines apostrophierte.

Ein Tages geht Joe in seinen Treibhäusern spazieren, um seine geliebten Dräbden zu betrachten. Wßlich bleibt er stehen, beugt sich vor, richtet sich hochrot vor Karger wieder auf und ruft seinen Hauptgärtner heran. Eine kostbare Dräbde ist beschädigt. Chamberlain gibt ärgerlich dem Gärtner die Weisung, sofort keine Fremden mehr durch die berühmten Treibhäuser zu führen.

„Meine Dräbden sollen Robeiten nicht mehr ausgelegt sein“, sagt er und deutet auf die beschädigte Pflanze. „Sie haben wohl überhaupt noch nicht gesehen, daß die hier abgetrieben ist?“

„Doch, doch“, versichert der Gärtner etwas verlegen.

Chamberlains Karger löst bei dieser Antwort von neuem auf: „Wie? Sie haben es gesehen?“ ruft er. „Sie haben jemand, diese Dräbde brechen und sagten nichts?“

„Ich — ich — jag es vor, so schweigen“, sagte der Gärtner zögernd.

Chamberlain glaubte seinen Ohren nicht trauen zu können. „Ich besteh nun darauf, zu erfahren, wer dieser Mensch war“, rief er zornig.

Der Gärtner begann zu murmeln, schließlich sagte er sich ein Herz und erklärte: „Nun schön, Mr. Chamberlain, wenn Sie es wissen wollen. Es geschah gestern, und ich sah es aus der Ferne. Sie waren hier im Treibhaus und redeten immer mit lauter Stimme und warfen Ihre Arme umher. Und dabei taten Sie es selbst.“

Chamberlain blidte eine Weile wie fassungslos vor sich hin, dann mußte er selbst lachen. Fortan aber dementierte er es, seine Redeproben in allzu großer Nähe seiner Dräbden vorzunehmen.

Ein Kinder und. — Nun, Elchen, wie geht's denn zu Hause? — Ich danke, wie liegen in der Sägeidung.

Auf den Mund geklopft.

Herr Müller besaß jene unangenehme Eigenschaft — soll man sie Meit oder Mißgunst nennen — die keinen andern allein etwas gönnte. Alles was ein anderer geahrt oder gesehen hatte, mußte er besaß, das mußte er ebenfalls gehört oder gesehen. Oftmals hatte man sich über ihn darum schon geärgert, da er am Stammtisch oder sonst ein fideles Kerl war, hatte man ihn gewähren lassen. Einest Tages fand sich aber vorübergehend ein Fremder im „Goldenen Hirschen“ ein, der es verstand, mit einem bösen Lektion dem guten Müller seine „Ich auch“-Manie abzugewöhnen. Und das war so gekommen. Der Fremde erzählte von einer Reise.

„Vor acht Tagen war ich in Paris.“

„Gern“, sagte der Alte, „will ich dich als Schwiegerohn begriffen, lieber Ritter, doch zuerst mußst du ein Handwerk erlernt haben.“

„Ein Handwerk?“ fragte der Prinz erlaut. „Wogu das, da ich doch reich und mächtig bin? Denn — höre, Alter — ich bin meines Kaisers ältester Sohn.“

„Aber es nützte nichts, der Alte gab nicht nach, und der Prinz mußte sich wohl oder übel zu einem Handwerk entschließen.“

Er wählte die Seilere, ward einen Meister an und drehte nun täglich in den kaiserlichen Gärten seine Stride. Mit den ersten, die er allein fertiggestellt hatte, ritt er zu dem alten Schäfer hinaus und brachte die Braut heim.

Indessen war der Kaiser selbst neugierig geworden, dessen Schäfer zu sehen — den Mann, der seine Tochter wohl einem Seiler, nicht aber einem Prinzen geben mochte. Er ließ ihn herbeiführen und fragte ihn nach dem Grund seines seltsamen Benehmens.

Der alte Mann konnte nun nicht anders und mußte erzählen. Er schloß jede Lebensgeschichte mit den Worten: